

Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 44 (1982)
Heft: 11

Artikel: Baselbieter Ortsbilder
Autor: Schneider, Max / Suter, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-862170>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Baselbieter Ortsbilder

Zeichnungen von Max Schneider, Texte von Paul Suter

Die Zeichnungen sind auf Anregung ihres Schöpfers folgendem Werk entnommen worden: *Max Schneider, Die Sprache der Dächer*. Mappe mit 40 Zeichnungen aus der Nordwestschweiz. Im Eigenverlag des Künstlers, Liestal 1981. Mit Vorwort von Prof. Dr. Alfred A. Schmid, Präsident der Eidg. Kommission für Denkmalpflege.

Da die Zeichnungen im Format 42 × 29,5 cm gehalten sind, mussten sie für die Wiedergabe stark verkleinert und auch beschnitten werden; dabei wurde vor allem darauf geachtet, den Dorfkern zu reproduzieren.

Anwil

Blick von Osten auf den Dorfkern. Vorne Häuser am Dorfplatz, links Häuserzeilen der Dorfstrasse. Bemerkenswert und heimelig ist die Staffelung der stattlichen Bauten in horizontaler und vertikaler Richtung.

Der Ortsname Anwil wird in der heutigen Schreibweise 1276 erstmals urkundlich erwähnt. Die Dialektform lautet Ammel (analog Bennwil-Bämbel, Lauwil-Louel). Nach der Namensform alemannisch-fränkische Gründung, doch schon Funde aus keltischer und Siedlungsspuren aus römischer Zeit.

Anwil ist die östlichste der Baselbieter Gemeinden. Es liegt am Rande des Plateaus zwischen dem oberen Ergolzthal und dem zum Fricktal gehörenden Nebental von Kienberg SO und Wittnau AG. Es war ursprünglich ein ausgesprochenes Bauerndorf. Anfangs des 19. Jahrhunderts bürgerte sich die Heimposamenterei ein, was sich auch im Hausbau auswirkte: geräumige Wohnstuben mit grossen Fenstern. Vor dem Rückgang der Bandweberei liefen hier (1915) 90 Webstühle bei einer Bevölkerung von 365 Einwohnern (1910). Heute (1980) zählt Anwil noch 300 Einwohner. Anstelle der Heimindustrie sind in den letzten Jahrzehnten Gewerbebetriebe getreten. Bei der Betriebszählung von 1975 wurden noch 23 Landwirtschaftsbetriebe festgestellt gegenüber 48 im Jahre 1955. Bedeutend ist der Pendelverkehr: 24 Zu- und 55 Wegpendler bei einer Gesamtzahl von 181 Erwerbstätigen.

Literatur

Hans Schaffner: Heimatkunde von Anwil. Liestal 1967.

Allschwil

Blick auf den Dorfkern von einem Kran aus 25 m Höhe bei der Einmündung der Schönenbuchstrasse. Im Vordergrund rechts die christkatholische Kirche St. Peter und Paul; von der Mitte nach oben die Baslerstrasse bis zur neuen römisch-katholischen Kirche St. Peter und Paul. Zum Siedlungsbild gehören die schönen Fachwerkbauten, deren Giebel zur Strassenseite gerichtet sind.

Allschwil wird erstmals 1033 urkundlich als Almswilre (Weiler des Alaman) genannt. Der Ortsname weist auf alemannisch-fränkische Gründung hin, doch zeugen zahlreiche Funde für eine kontinuierliche Besiedlung seit der Steinzeit bis zur Römerzeit. Das alte Allschwil liegt auf dem flachen Schuttfächer des heute eingedolten Dorfbaches. Es

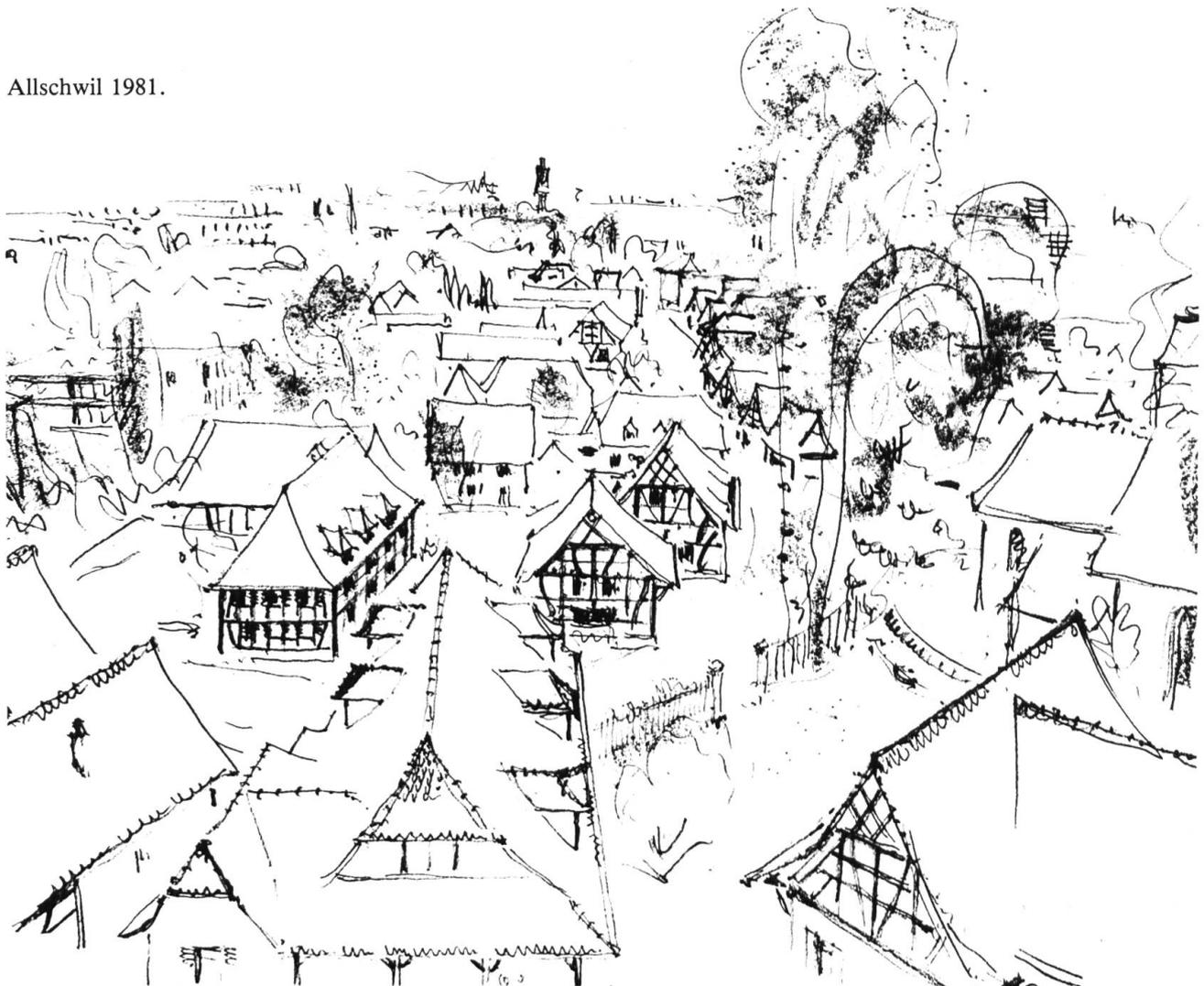
war 1850 mit 1007 Einwohnern noch ein stattliches Bauerndorf. Ende 1955 rückte es mit 10 333 Einwohnern in die Reihe der Stadsiedlungen vor und steht mit 17 952 Einwohnern (Volkszählung 1980) an erster Stelle der 8 Baselbieter «Städte». Das heutige Allschwil ist dank seiner Nähe zu Basel und den guten Verkehrseinrichtungen ein bevorzugtes Wohngebiet geworden; nicht minder wichtig sind aber auch zahlreiche gewerbliche und industrielle Betriebe.

Literatur

Paul Suter: Die Gemeindewappen von Baselland. Quellen und Forschungen. Bd. 1, Liestal 1952, 33 f.

Leo Zehnder und Mitarbeiter: Heimatkunde Allschwil, Liestal 1981.

Allschwil 1981.





Arlesheim vom Schloss Birseck aus.

Arlesheim

Blick von den Zinnen des Wehrganges auf Schloss Birseck auf Arlesheim und das Birstal.

Im Siedlungsbild dominiert die imposante Domkirche. Rechts davon die Domherrenhäuser, links daneben der langgestreckte Badhof. Vom alten Dorf, das sich längs dem heute eingedolten Dorfbach ausdehnt, ist der im 17. Jahrhundert erbaute Andlauerhof sichtbar. Am linken Rand erscheint die Silhouette des Goetheanums. In weiterer Entfernung schliessen die Bergumrahmung des Blauens und die Vogesenausläufer das Bild ab, während im Mittelgrunde die ausgedehnten Terrassenflächen des Birstales angedeutet sind.

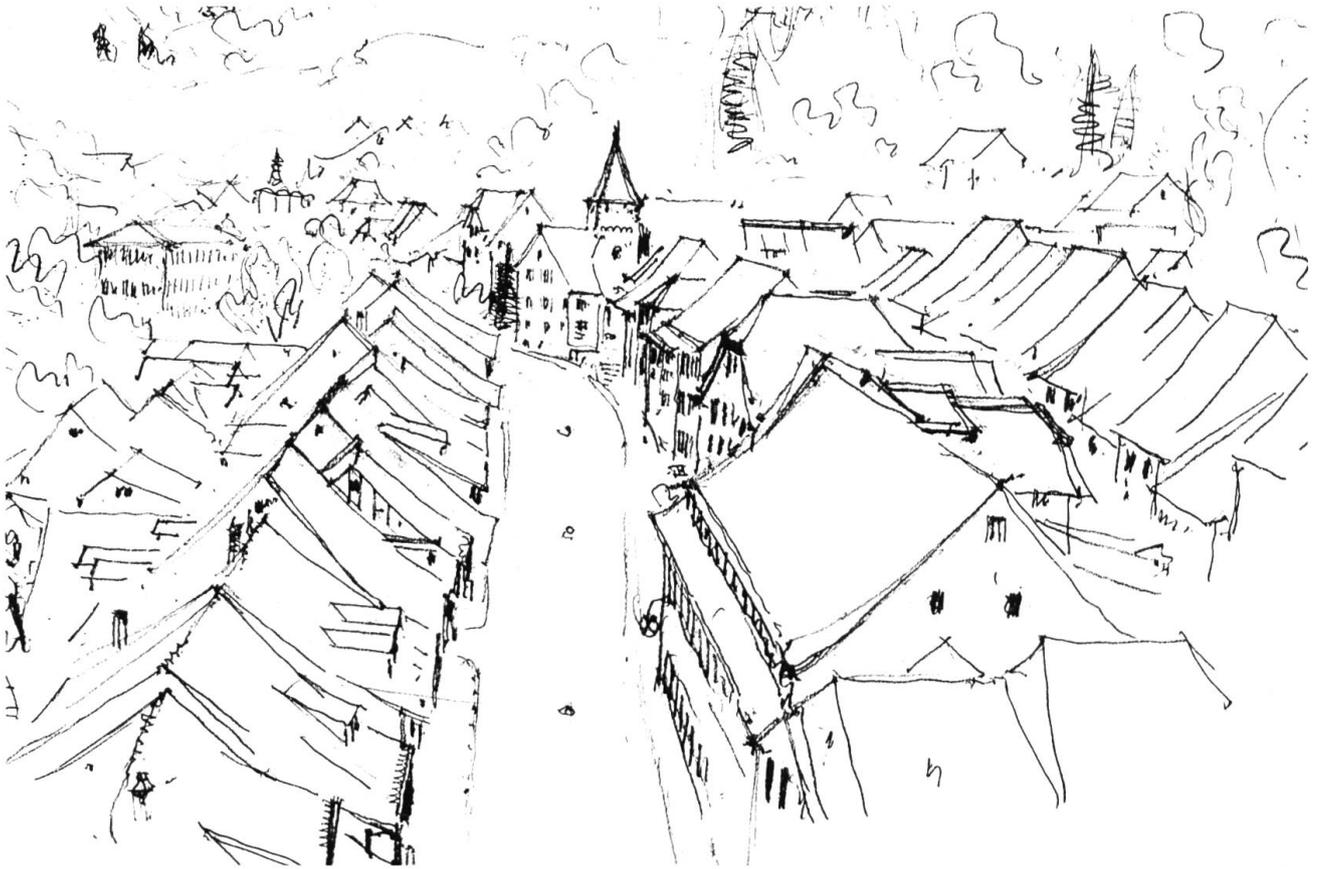
Der Ortsname Arlesheim weist auf eine alemannisch-fränkische Ansiedlung hin, doch hat die archäologische Forschung die Anwesenheit des Menschen in weit früheren Zeiten festgestellt. In den Höhlen der Eremitage, des Hohle Felsens und des Hollenber-

ges liegen die ältesten bekannten Siedlungsorte des Kantons aus der Alt-, Mittel- und Jungsteinzeit. Das alte Dorf liegt an der Stelle, wo der Dorfbach aus den Bergen in die Ebene hinaustritt.

Durch die Übersiedlung des Domkapitels von Freiburg i. Br. nach Arlesheim gelangte das vordem bescheidene Dorf zu grosser Bedeutung (1678—1792). Domkirche, Domherrenhäuser und die Verwaltung der bischöflichen Vogtei Birseck prägten die Siedlung. Die Französische Revolution hatte den Verlust des Vogteisitzes und des Domkapitels zur Folge. Nach einer kurzen Zeitspanne im Kanton Basel brachte die Kantonstrennung durch die Erhebung von Arlesheim zum Bezirkshauptort einigen Ersatz. Heute wird Arlesheim durch seine günstige klimatische Lage auch als Wohnort gerne aufgesucht.

Literatur

Hans Rudolf Heyer: Kunstdenkmäler von Baselland. Bd. 1, Basel 1969, 45 ff.



Waldenburg 1980. Standort: Kirchturm.

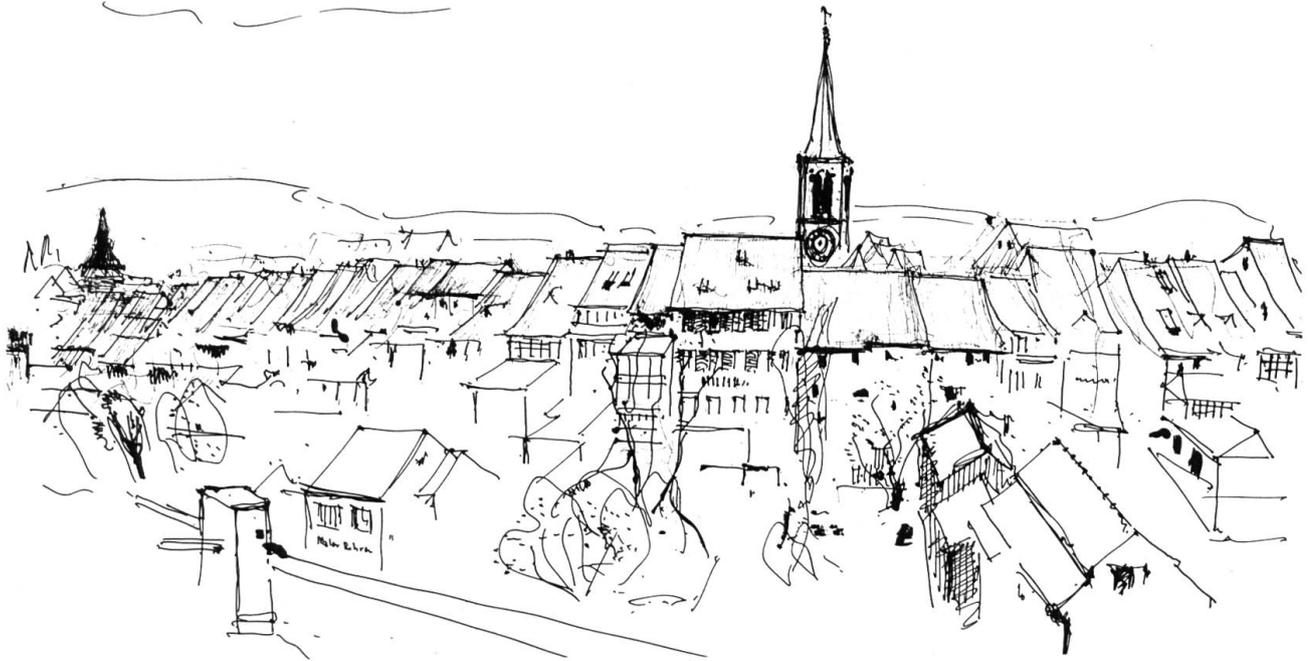
Waldenburg

Anlässlich der Kirchturm-Renovation 1980 zeichnete Max Schneider vom Baugerüst am Turmhelm die Sicht auf das Städtchen nach Süden. Der Blick von diesem einzigartigen Standort — sozusagen aus der Vogelschau — vermittelt ein treffendes Bild der Stadtanlage in der Talenge zwischen Schlossberg und Richtiflue.

Bekanntlich gehört Waldenburg in die Reihe der Frohbürgerstädte (Aarburg, Klus bei Balsthal, Fridau bei Fülenbach SO, Liestal, Olten, Wiedlisbach, Zofingen), die neben zahlreichen Burgen zur Sicherung des Besitzes und zur Beherrschung der Verkehrswege zu Beginn des 13. Jahrhunderts vom Grafenhaus angelegt worden sind. Seine Lage am kaum 100 m breiten Engpass des Felsendurchbruchs der Vorderen Frenke ermöglichte nur eine kleine Siedlung mit ursprünglich drei Längs- und drei Quergassen. Eine mit einem Wehgang gekrönte Stadtmauer umgab Waldenburg. Diese fehlte nur auf der

Ostseite, wo der Steilabfall des Schlossberges und die weit hinaufreichenden Quermauern genügend Sicherheit boten. Zwei Stadttore schlossen die Strasse ab; das untere wurde 1840 abgetragen. Zwei Wassertore mit aufziehbaren Schutzgattern verhinderten das Eindringen unerwünschter Besucher durch das Bachbett.

Das heutige Bild zeigt die Hauptstrasse mit den schön gestaffelten Dächern der linken Seite, während die rechte Seite einige Um- und Neubauten aufweist. Etwas abseits steht das Obere Tor, heute von der Hauptstrasse durch eine Treppe erreichbar. Bis 1840 führte hier in steilem Anstieg die Hauptstrasse durch; ihre südliche Fortsetzung trägt heute die richtige Bezeichnung «Alte Landstrasse». Zur linken Hand der heutigen Hauptstrasse stehen die Fabrikgebäude der Revue Thommen AG, daran schliessen neuere Industrie- und Wohnquartiere. Auf dem bewaldeten Hügel rechts blickt an Stelle des einstigen Alt Schlosses (Mitte 14. Jahrhundert abgegangen) das ehe-



Liestal, 16. Februar 1980. Standort: Dach Kaufmännischer Verein.

malige Kurhaus Schanz herunter. Die südliche Umrahmung bilden die Bergzüge des Schellenbergs und der Bilsteinflue.

Literatur:

Heinrich Weber: Geschichte von Waldenburg. Quellen und Forschungen. Bd. 3, Liestal 1957.

Liestal

Blick von Osten, im Vordergrund Gestadeck, Büchelstrasse und Hinterfront der Kanonengasse (u. a. Pfarrhaus, rechts daneben Reste der alten Stadtmauer). Links Oberes Tor, rechts Kirchturm.

Der Ortsname, 1189 als Lihstal erstmals urkundlich erwähnt, wird als Lieschtal gedeutet, vorderer, sumpfiger Teil des Oristales (Boden des späteren Weihers), wo Liesche = Riedgras wuchs. Archäologische Grabungen beweisen, dass Liestal schon in römischer Zeit besiedelt war. Zur Stadtgründung kam es aber erst durch die Frohbürger, als in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts der Gotthardpass eröffnet und der Hauenstein-

übergang wieder mehr benützt wurde. Graf Hermann von Frohburg verlegte den offenen «Altmarkt» auf den schon besiedelten Terrassensporn, ummauerte den Ort und versah ihn mit Toren und Türmen. Der Siedlungsplatz war gut gewählt; die Lage zwischen Orisbach und Ergolz bot Schutz und erlaubte die Benützung der Wasserkraft innerhalb der Mauern. Ausserdem beherrschte das Städtchen den Zugang der beiden Hauensteinpässe von Norden her.

Wie die Stadtmauer im Mittelalter ausgesehen hat, zeigt die Scheune rechts neben dem Pfarrhaus; die obersten Öffnungen waren Schiesscharten des Wehrganges. In den späteren Jahrhunderten, als die Wehrhaftigkeit keine grosse Bedeutung mehr hatte, wurden die Stadtmauer durch Fenster durchbrochen und im Stadtgraben Gärten angelegt oder Werkstätten und Hintergebäude errichtet. Solche sind auf dem Bild längs der Büchelstrasse sichtbar. Das Stadtbild Liestals wirkt von dieser Seite noch erfreulich einheitlich und geschlossen.

Literatur

Fritz Klaus: Heimatkunde von Liestal. Liestal 1970.
Paul Suter: Gemeindewappen, 103 f.

Reigoldswil

*S isch schad, s isch schad,
S isch schad für d Reigetschwylter,
Si hai, si hai,
Si hai gar breiti Müüler!*

So werden die Bewohner des Juradorfes am Fusse der Wasserfalle in einem Spottlied aus der Zeit der Kantonstrennung geschildert, weil sie eine ausgeprägte, etwas «breite» Mundart reden. Sicher ein Zeichen räumlicher Abgeschlossenheit, was bei dem Dorf in der obersten Talweite der Hinteren Frenke nicht verwundert, liegt es doch in einer Sackgasse, da der Weg über den Berg beschwerlich, der in den Jahren 1874/75 begonnene Bahn- und Tunnelbau aber nie vollendet wurde.

Hier aber haben gerade die Schranken der Natur den Menschen gereizt, über seine Grenzen hinaus zu gelangen. Ausserdem bildet das Dorf an der Kreuzung des Frenken-Quertals mit einem Längs- oder Schenkeltal den geographischen Mittelpunkt der Gemeinden des Hinterlandes, was sich in seiner Stellung als ehemalige Zollstätte, Marktort, Mittelpunkt der Kirchgemeinde Reigoldswil-Titterten und Schulort einer Kreis-Sekundarschule ausprägt.

Der Reigoldswiler Bann (9,25 km²) hat die Merkmale einer *Tal- und Berggemeinde*. Er wurzelt an der Passwangkette (höchster Punkt Vogelberghöchi 1160 m) und steigt hinunter auf 470 m ü.M. Das langgestreckte Dorf nimmt die Mittellage des Bannes ein und folgt, verschiedene Bachzeilen und Haufenkerne bildend, auf einer Länge von 2 km der Hinteren Frenke und dem Rüschelebächlein. Eine grosse Zahl von Einzelhöfen (22), darunter einige wenige Herrschaftsgüter, die so alt wie das Dorf selber sind, nehmen entferntere, geschützte und sonnige Siedlungslagen ein. Als einzige der drei Talgemeinden besitzt Reigoldswil noch eine ausgedehnte Allmend (Chüeweid und Bergweid). Sie ist vor 136 Jahren parzelliert worden. Die lebenslängliche Nutzung zweier «Weidteile» oder der Bezug einer Entschädigung bildete jahrzehntelang einen Teil des willkommenen

Bürgernutzens. Heute sind die meisten «Weidteile» als Pachtland an Hofbauern ausgeliehen. Damals zählte Reigoldswil neben einer Anzahl mittlerer Bauernbetriebe sehr viele *Kleinbauern-Posamenterbetriebe*. Von 1929 bis 1975 ist die Zahl der Landwirtschaftsbetriebe von 147 auf 50 zurückgegangen. An dieser Änderung ist der Niedergang der Heimposamenterei hauptsächlich schuld. 1856 liefen in Reigoldswil 306 Bandwebstühle, 1908: 318, 1915: 360, 1977 noch 2, 1978 keine mehr! Die berufliche Umstellung der Bevölkerung erfolgte mit grossen Schwierigkeiten. In den Nachkriegsjahren (nach 1921) wurden die arbeitslosen Heimposamentier an Strassenbauten beschäftigt; dann wurden vorübergehend *neue Industrien* eingeführt: Strohflechterei, Hemdenfabrikation, Steinschleiferei, Uhrmacherei, Schäftenäherei, Bandweberei fabrikmässig. Geblieben sind nur die bodengebundene Erstellung von Zementwaren und Bodenplatten, eine Uhrenfabrik, eine Präzisionswerkzeugfabrik, eine weitere Fabrik für Elektro-Feinmechanik, ein Atelier für Décolletage und eine Firma für Elektroinstallationen. Gross ist die Zahl der Wegpendler, die ihrer täglichen Arbeit im Waldenburgerthal, im Ergolztal oder in Basel nachgehen (1975: 318 Weg- und 162 Zupendler). Die Wohnbevölkerung zählte 1980 1318 Personen; 1870 zur Zeit der Hochblüte der Heimposamenterei waren es 1409 Personen. An jene Zeit des Bauern-Posamenterdorfes erinnern die vielen, meist nicht mehr benützten oder umgebauten Scheunen und Ställe, aber auch die grossen, blumengeschmückten Fenster der Wohnhäuser und die zahlreichen Dorfbrunnen.

Der Reigoldswiler Bevölkerung kann eine erfreuliche *Aufgeschlossenheit* in kulturellen Fragen bezeugt werden. Als einzige Ortschaft des Tales nahm die Gemeinde bei den Bestrebungen zum Bau der Wasserfallbahn führenden Anteil und setzte sich auch massgeblich bei der Gründung der Automobilgesellschaft (später Autobus AG) ein. In neuester Zeit (1945) wurde eine Querverbin-



Reigoldswil, 6. Januar 1980. Standort: Kirchturm.

derung zum Waldenburgerthal geschaffen (Automobilgenossenschaft Reigoldswil) und wurden auch die touristischen Anstrengungen tatkräftig unterstützt (1956 Bau der Luftseilbahn auf die Wasserfalle, Skilifte, Wanderwege). Schon in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts strebten initiative Männer die Gründung einer eigenen Mittelschule an, die indessen erst 1913 mit dem Bau eines grossen Schulhauses verwirklicht werden konnte. 1947 wurde die Sekundarschule in eine staatliche Kreis-Realschule (seit 1980 wieder Kreis-Sekundarschule benannt) umgewandelt, die 1965 ein eigenes Heim erhielt.

Das älteste Gebäude des Dorfes ist die restaurierte Ruine der mittelalterlichen *Burg Rifenstein*. Sie wurde vom 12. bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts von Dienstmannen der Grafen von Frohburg bewohnt und beeindruckt noch heute durch ihre kühne Anlage auf einem Felszahn über dem Flüelgrabentälchen. Eine weitere Burganlage befand sich im Dorfteil Oberbiel, in der Gegend der Weiermatt. Es handelte sich um ein Weiherhaus, ein Schlösschen inmitten eines künstlichen Weihers, wo die Edeln von Reigoldswil, die Nachfolger der Edeln von Rifenstein, hausten.

Die reformierte *Kirche* von Reigoldswil wurde 1562 erbaut. Sie löste eine 1536 abgebrannte Kirche St. Romai bei Lauwil und die nach der Reformation aufgegeben Kapelle St. Hilar am Fusse der Wasserfalle ab. Die Dorfkirche wurde 1768 erweitert und 1890 machte der frühere Dachreiter einem Turm mit Spitzhelm und einem schönen, fünfstimmigen Geläute Platz. St. Hilar, kurz Chilchli genannt, lebt als Wohnhaus weiter. An das einstige Gotteshaus erinnert ein Dachreiter mit Uhr und Glocke. Es ist das ehemalige Schulhaustürmchen vom benachbarten Liedertswil, das durch die Initiative und den Opfersinn eines Privaten im Dorfteil Chilchli 1970 vor dem Abbruch gerettet wurde und dem alten Chilchli St. Hilar wieder zu seiner Zierde verholfen hat.

Literatur

Paul Suter und Leo Zehntner: Zur Geschichte der Reigoldswiler Allmend. In: Baselbieter Heimatbuch. Bd. 1, 1942, 219 ff.

Paul Suter: Zur Geschichte der Gotteshäuser des Baselbieter Hinderlandes. In: Baselbieter Heimatblätter. Bd. 8 (1972), 252 ff. (St. Hilar), 309 ff. (Dorfkirche). Statistisches Jahrbuch des Kantons Basel-Landschaft, 17. Jahrgang 1979, Liestal 1980.

Ziefen

Blick von der Firsthöhe des Kirchturms auf den unteren und oberen Dorfteil.

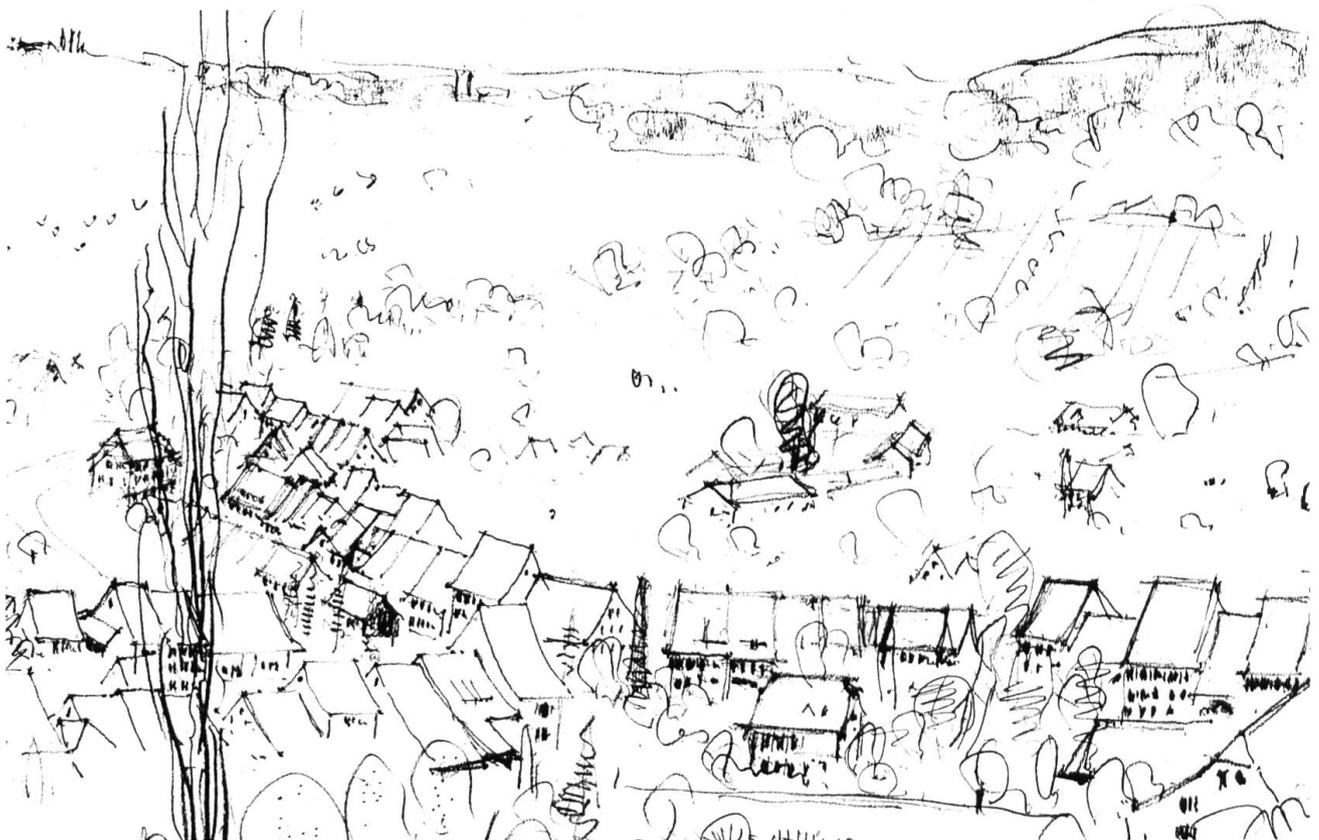
Ziefen, 1226 Civenne, ist ein Ortsname voralemannischer Herkunft. Wahrscheinlich geht es auf gallo-römisch Civenacum, später Zivenach, zurück. Funde und Flurnamen bestätigen, dass in der Talweite von Ziefen und auf den Anhöhen westlich des Dorfes schon zur Römerzeit und vorher menschliches Leben gewaltet hat. Die heutige Schreibweise berücksichtigt die Dehnung des offenen i (dialektisch Ziife), führt aber bei Ortsfremden leicht zur irrtümlichen Aussprache als Zwielaute ie.

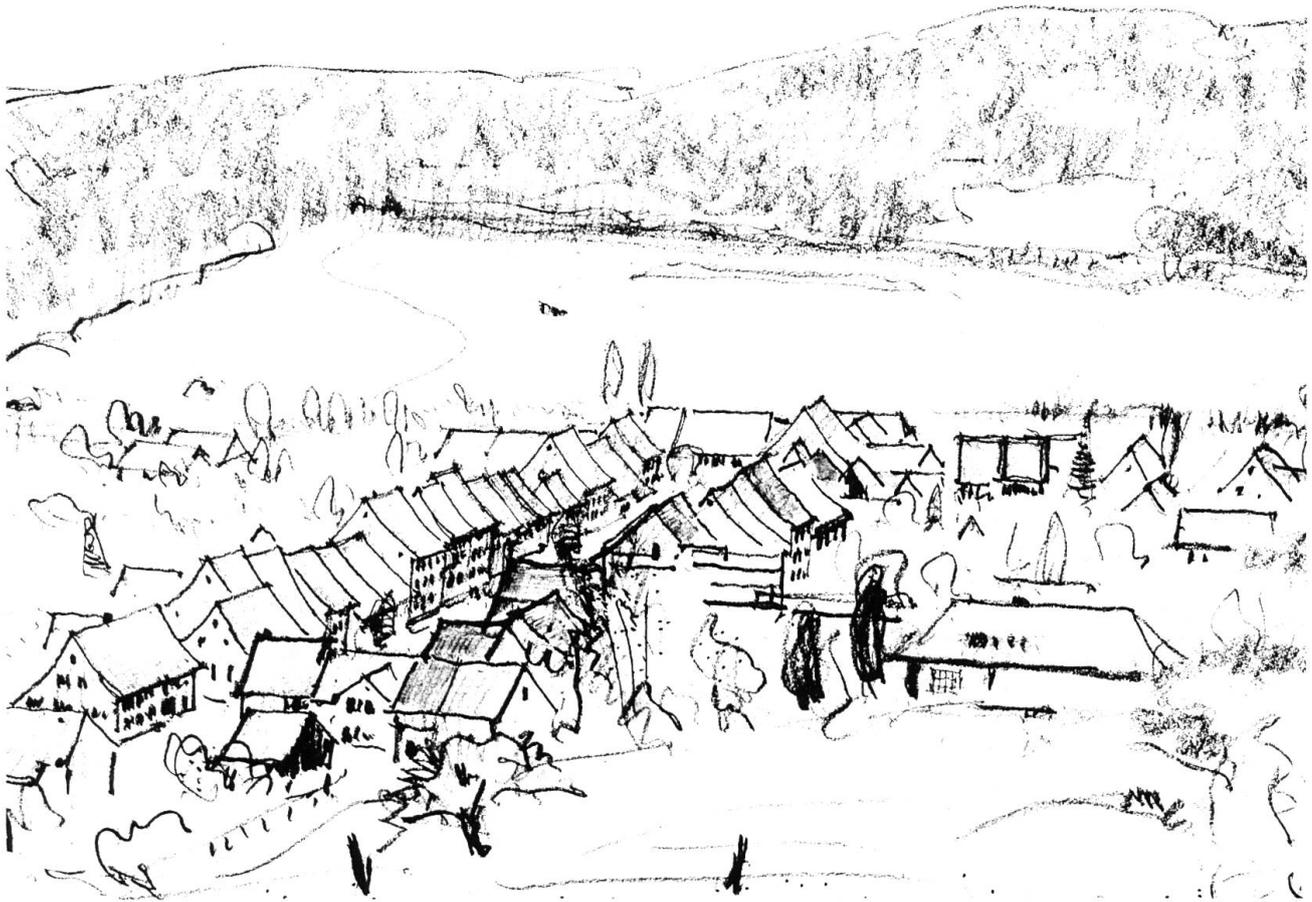
Auf dem Bild erkennen wir die Anlage der Siedlung als langgestrecktes Bach- und Strassenzeilendorf am östlichen Talrande. Bemerkenswert sind auch die Häuserzeilen der Kirchgasse oder Tummeten, die zur hochgelegenen Kirche hinauf führen. Das Siedlungsbild des Dorfes erfreut durch die unverdorrene Dachlandschaft und deren Staffelung.

Literatur

Franz Stohler und Mitarbeiter: Heimatkunde von Ziefen. Liestal 1973.

Ziefen 1980. Standort: First Kirchturm.





Itingen, 4. Juli 1981.

Itingen

Blick von der Bärnholden nordwärts auf das alte Dorf. Im Mittelgrund das Ergolztal, im Hintergrund Brunnenberg und Limperg.

Itingen wird 1226 als Utingen erstmals urkundlich erwähnt. Die mundartliche Form lautet Ütige. Die Namensform entspricht einem Ort auf -ingen; Uto, Höfe der Utinge; die Gründung der Siedlung fand in frühalemannischer Zeit statt.

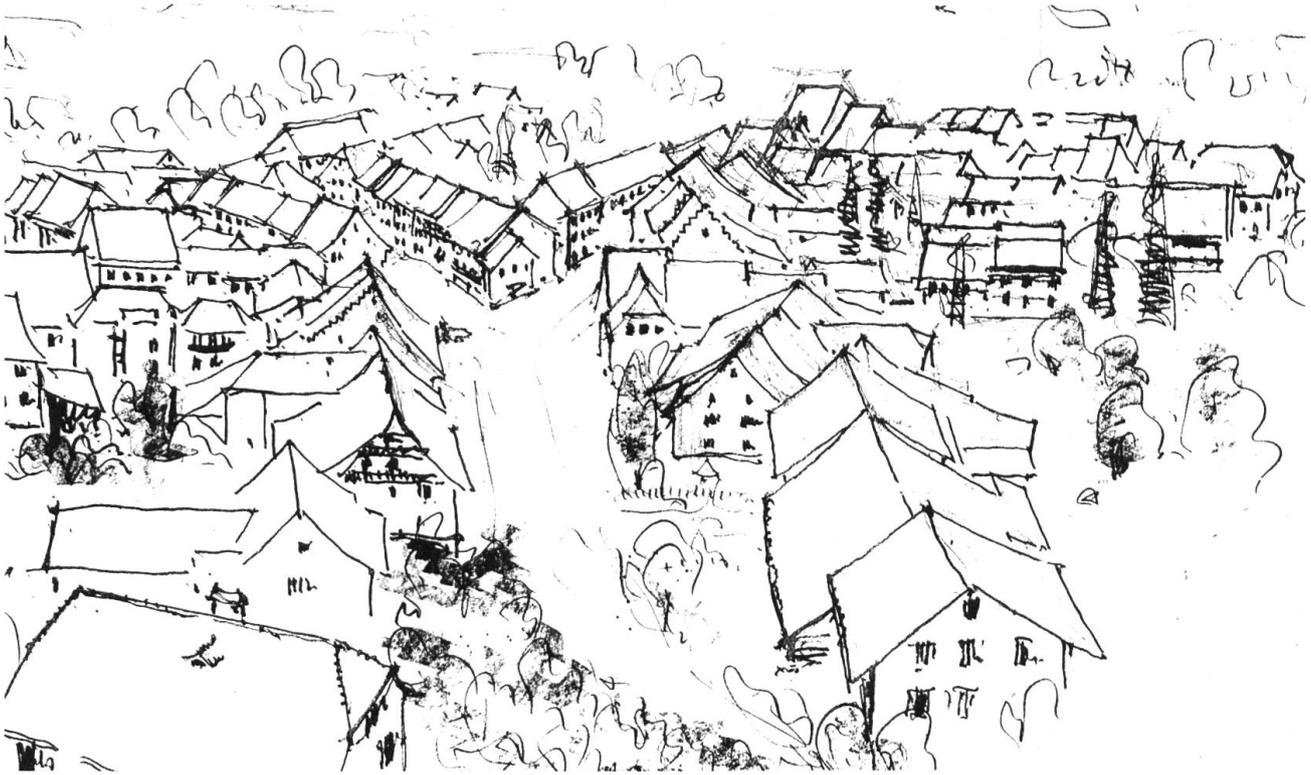
Im 17. Jahrhundert bestand Itingen als typisches Bachzeilendorf von 28 Häusern mit etwa 160 Einwohnern. Später wuchs im rechten Winkel dazu an der Landstrasse eine weitere Strassenzeile und in den letzten Jahrzehnten wurde der sanfte Abhang der Bärnholden durch Wohnbauten belegt. Ur-

sprünglich Bauern- und Posamenterdorf, ist Itingen Wohn- und Industriesiedlung geworden. Seit 1925 besitzt es eine Haltestelle der SBB. Die Einwohnerzahl ist von 500 (1850) auf 1114 (1980) gestiegen.

Das Bild zeigt die ansteigende Dorfstrasse (Bach eingedolt) mit zum grossen Teil unversehrten Bauernhäusern (sekundäre Vielzweckbauten) in vertikaler und horizontaler Staffelung. Hinter jeder Liegenschaft dehnt sich in gleicher Breite und Tiefe der Pflanz- und Obstgarten aus. Wo fände man in Ergolztal noch ein schöneres und reizvolleres Siedlungsbild!

Literatur

Paul Suter: Kommentar zur Diaserie: Siedlungen. Liestal 1971, 2.2.2.



Gelterkinden vom Kirchturm aus, 1981.

Gelterkinden

Blick vom Kirchturm in nordwestlicher Richtung auf den Dorfkern: Kirchgasse, Rössli-gasse, Schulgasse.

Geschlossene, gestaffelte Häuserzeilen, wie sie schon der Dorfplan des Geometers G.F. Meyer im Jahre 1681 festhält.

Gelterkinden, 1103 erstmals urkundlich als Gelterchingen erwähnt, ist zu deuten als Hof oder Weiler des Geltrich und seiner Sippe. Offenbar durch städtische Schreiber wurde das als unfein geltende g durch d (Kind statt Ching) ersetzt. In der Folge fand die schriftsprachliche Form auch in der Mundart Eingang (vgl. Kennichingen, das zu Känerkinden wurde).

Die fruchtbare Talmulde von Gelterkinden, wo sich der Eibach mit der Ergolz vereinigt, ist altes Siedlungsgebiet. Dank der lokalen Forschungstätigkeit von Fritz Pümpin, Dr. Willy Mohler und Dr. Erich Roost konnte hier die Anwesenheit des Menschen von der Steinzeit bis in das Mittelalter durch Funde und Siedlungsspuren festgestellt werden.

Aus dem Mittelalter, von den «Herren von Gelterchingen» (1237), stammt auch das heutige Gemeindewappen. Es stimmt mit der französischen Tricolore überein! Ein Zusammenhang besteht aber nicht, eben so wenig, dass in der Zeit der von Frankreich beherrschten Helvetik Gelterkinden als Hauptort eines Distrikts bestimmt worden ist. 1814 fiel diese Ehre Sissach zu und so ist es bis heute geblieben. Gelterkinden hat sich indessen vom einstigen Bauern- und Posamenterdorf (1850: 1406 Einwohner) zum ansehnlichen Grossdorf und Industrieort (1980: 4954 Einwohner) mit verschiedenen zentralen Funktionen entwickelt (Kreissekundarschule, Sitz eines Gerichtsbezirks, eidgenössisches Zeughaus).

Literatur

Eduard Strübin und Mitarbeiter: Heimatkunde von Gelterkinden. Liestal 1966.